



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 21

Sonntag, den 17. Weinmond 1931.

Nr. 21

Jobst Bertram, ein tapferer Pommer.

Von Gustav Mettger.

Es war am 18. Juni 1675.

Der Große Kurfürst hatte die Schweden aufs Haupt geschlagen. Wie ein großes Lichtmal stand der Name Fehrbellin an diesem Tage in den Augen aller Soldaten. In eiliger Flucht stürzten die Schweden davon und suchten zu retten, was noch zu retten war. Der Große Kurfürst, Herr der neuen Kampflage, ließ den Schweden in ihrer Bestürzung keine Ruhe. Sah er doch jetzt den Augenblick für gekommen, dem bedrängten Pommer ein Netter in der Not zu werden; denn noch immer war das Herzogtum Pommer in den Händen der schwedischen Feinde. Ganz besonders litten die pommerischen Städte unter der Last und dem Druck der feindlichen Heere.

Mit unermüdlischem Eifer ging der Kurfürst ans Werk der Befreiung. Als erstes Ziel stellte er sich, Demmin von den Feinden zu befreien. Leicht war diese Aufgabe nicht, denn die Stadt beherbergte ein ansehnliches Heer. Geschickt mußte der Kurfürst zu Werke gehen, als er sein Heer in verschiedene Heeresgruppen auflöste und mit diesen Gruppen von verschiedenen Seiten aus auf die Stadt vorstieß. Tatkräftig zur Seite stand ihm bei diesem Kriegshandwerk der Generalleutnant Görhke.

Demmin war, wie oben angeführt, ganz besonders stark mit Truppen besetzt, dazu kam, daß die Schweden den Wall um die Stadt sehr aufmerksam und ständig besetzt hielten. Erschwert wurde ein Angriff noch durch einen tiefen und äußerst moorigen breiten Wassergraben.

Nach Ansicht des Großen Kurfürsten und des Generalleutnants Görhke konnte das Werk der Erstürmung nur in Form eines Ueberfalls, einer gut durchdachten Ueberumpelung, gelingen.

Man wählte für diesen Angriff eine dunkle, stürmische, rabenschwarze Nacht.

Auf die Aufforderung: „Freiwillige vor!“, meldete sich der Wachtmeister Jobst Bertram mit fünfundsanzig Dragonern seiner Schwadron.

Es ging auf Leben und Tod; denn die Aufgabe bestand darin, eine über den tiefen, breiten Wassergraben geschobene Planke zu überschreiten. Dann sollte im Umsehen der Wall erklettert werden mit dem Ziel, die schwedische Torwache niederzumachen und die schweren Tore aufzubrechen, damit die eigenen Truppen dann freien Zugang hätten.

Die Nacht war, wie gesagt, rabenschwarz. Man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen.

Punkt elf Uhr war Jobst Bertram mit seinen Getreuen zur Stelle. Er prägte ihnen noch einmal eindringlich ein, äußerst geräuschlos zu Werke zu gehen; denn geschähe der Ueberfall nicht ganz lautlos, so würden sie alle verloren sein.

Als Erster betrat Jobst Bertram die Planke.

Es ging gut. Er kam unbemerkt an der Wallmauer an. Nun folgte ihm einer nach dem andern. Als der einundzwanzigste der braven Dragoner ungefähr bis zur Hälfte der Planke gekommen war, gab es auf einmal ein lautes, dumpfes Geräusch. Der Tapferer hatte einen Fehltritt getan und war in die

gährende, schwarze Tiefe gesauft. Er besaß jedoch soviel Geistesgegenwart, keinen Laut auszustößen, der ihn zwar gerettet haben könnte, der aber dann auch die Feinde aufmerksam gemacht hätte auf den Ueberfall.

Die übrigen Dragoner lassen sich durch diesen Zwischenfall nicht abhalten. Sie folgen unentwegt ihrem Wachtmeister Jobst Bertram.

Der schlägt auf einmal die Tore auf, und mit

dem vereinten Ruf „Hoch Brandenburg!“ bringt er mit seiner Schar hinein in die Stadt. Die schlaftrunkenen Schweden greifen in wilder Wut nach ihren Waffen, und nun gibt es ein blutiges Gemetzel, bei dem reichlich Blut auf beiden Seiten fließt.

Langsam dämmert der neue, junge Morgen herauf. Auf dem Wall und auf den Toren flattern die „Roten Adler“ der kurfürstlichen Reiterei.

Demmin war in den Händen des Kurfürsten und von schwedischen Truppen frei.

Jobst Bertram, der brave Pommer, aber hatte den Sieg mit seinem Leben erkauft. Eine Schwedenkugel hatte dem tapferen Streiter das Herz durchbohrt.

Im Heere des Kurfürsten aber pries man noch lange diese Heldentat des mutigen Wachtmeisters.

Hermann Grieben, ein Vertreter pommerischen Schrifttums.

Von Müller-Rüdersdorf, Berlin.

Zu Köslin in Pommer ging Hermann Grieben im Jahre 1822 auf die Lebensfahrt. Vor allem durch seinen Vater, der Subrektor am Kösliner Gymnasium war, empfing er eine ausgezeichnete Erziehung und Geistesbildung. In den Jahren 1841 bis 1845 studierte er an der Universität Breslau Theologie, Philosophie und Geschichte. Dann promovierte er zum Dr. phil. mit der Schrift „De variis quibus Dantis Aligerii Divina Comoedia explicatur rationibus“. Darin suchte er zu beweisen, daß Dantes weltberühmte „Stöckliche Komödie“ eine politische Allegorie sei, eine Satire auf den Verfall des Papsttums, das — weil es seiner hohen kirchlichen Aufgabe untreu geworden — durch kaiserliche Macht in seine geistlichen Schranken energisch zurückgewiesen werden müsse. Weiter ausgeführt hat Hermann Grieben diese Idee später in der 1865 erschienenen Studie „Dante Allighieri“.

Von 1846 bis 1848 wirkte Grieben als Hauslehrer in Lasowik im derzeitigen Westpreußen. In der Heimatstadt widmete er sich dann dem Journalismus und der Presse, und wurde im Jahre 1850 Schriftleiter an der „Ostseezeitung“ in Stettin. 1852 übernahm er die gleiche Tätigkeit an der „Lübeckischen Zeitung“ und gründete 1853 in Stettin die „Pommersche Zeitung“. Im Jahre 1859 übernahm er die Hauptschriftleitung der „Kölnischen Zeitung“, der er bis zu seinem Tode im Jahre 1890 diente.

Literarische Gaben unseres ungemein rührigen pommerischen Landsmannes sind: „Lieder eines Studenten“, (1843), „Bußpsalmen“, (Sonette, 1846), „Aeschylus' Prometheus“, metr. verdeutscht (1846), „Es ist zu spät“, (Politische Tragödie, 1848), „Lieb-fraue“, (Gedichte, 1854, 2. Aufl. 1858), „Drei Monate nach dato“, (Lustspiel, 1857), „Norddeutsche Frühlingsterzinen“, (1859), „Dante Allighieri“, (das bereits erwähnte Buch), „Zwei Tage an der Uhr“, (lyrisch-epischer Reisescherz, 1868), „Ernst Moritz Arndt von Rügen, Beitrag zu seinem Denkmal“, (Gedichte, 1869), „Zeitstimmen“, (Gedichte, 1870), „Rheinische Wanderlieder“, (1871), „Durch Wald und Wasser“, (Gedichte, 1873), „Gott grüß' die Kunst!“,

(Buchdruckerlieder, 1874), „Gesammelte Gedichte“, (1875, 3. Auflage unter dem Titel „Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen“, 1884).

Der „Alte“ im Kreise Rummelsburg.

Die letzte Garbe wird allgemein als eine Puppe gebunden, die man den „Alten“ nennt. In Reinwasser will aber niemand gerne die letzte Garbe binden. Ein Grund ist dafür nicht bekannt. Auch in Rohr ist diese Abneigung bekannt. Dort gab man nach einigem Widerstreben an: „Wer den Alten bindet, bekommt im nächsten Jahr den Jungen!“ (Gemeint ist ein uneheliches Kind.)

Die Halme für die letzte Garbe werden nur in Schwessin von einer Jungfrau geschnitten, sonst ist der Brauch unbekannt, da in unserm Kreise nur die Männer mähen.

Auf den Gütern wird der Alte meist gegen Abend gebunden und dann mit Gesang und Getreische (Zuchen) vor das Gutshaus getragen. In Ruffow wird er gefahren. In Rohr wird er mit den Worten übergeben:

„Wir haben geharkt und gebunden
Und dabei den Alten gefunden!“

Nach der Uebergabe findet ein Tanz statt. (Freibier und Schnaps.)

In Bartin wird am Abend des Tages, an dem der Alte gemacht und gebunden ist, mit allen Mähern und Bindern des letzten Tages der Alte gefeiert, wobei dem Besitzer von einer Binderin oder dem Dienstmädchen zuerst ein Glückwunschgedicht gesagt wird.

Neben dem Alten wird noch ein besonderes Erntefest gefeiert. In Bartin findet dies am 1. September oder dem darauffolgenden Sonntag statt. Umzug mit Erntekrone und Kränzen, Ansprache, Lied „Nun danket alle Gott“, Erntespruch und Ueberreichung der Krone, die in jedem Jahre einem andern Bauern überreicht wird. Tanz, Volkstänze und Lieder der Schulkinder und gemeinsame Kaffeetafel füllen den Tag aus.

Auf den Gütern ist das Fest ganz ähnlich, nur

werden dort fämtlichen Mitgliedern der Familie Kronen oder Kränze gebracht. Große Musik. Die Krone wird mit einem Wunschgedicht überreicht. Eine Bitte flücht das Mädchen in den Kranz: sie bittet den Herrn — die Frau — um den ersten Tanz (Brosen).
E. Kuball.

Unsere Kartoffel hat Jubiläum.

(Vor 180 Jahren ließ Friedrich der Große in Pommern die ersten Kartoffeln anpflanzen.)

In unseren Zeiten, wo allen möglichen und unmöglichen Jubiläen gedacht wird und wo es die verschiedensten Gedenktage gibt, ist es wohl angebracht, auch unserer Kartoffel zu gedenken. In diesem Jahre sind es gerade 180 Jahre her, daß in Pommern zum ersten Male diese uns unentbehrlich gewordene Frucht angepflanzt wurde. Bekanntlich ist die Einführung nicht so ganz einfach gewesen, weil man nämlich auf einen harten Widerstand bei den Bauern stieß. Diese weigerten sich energisch, die unansehnliche Knolle anzupflanzen, die niemand essen wollte, und der selbst die Hunde mit Abneigung gegenüberstanden. Erst als der damalige König Friedrich der Große ein Machtwort sprach, bürgerte sich die Kartoffel bei uns in Pommern ein. Als Heimat der Erdäpfel ist Chile oder Peru anzusehen. Zur Reife des 15. Jahrhunderts gelangte sie durch

Spanien nach Europa. In Italien, wo sie auch bald Eingang fand, nannte man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Trüffel „Tartuffoli“, woraus dann die deutsche Bezeichnung „Kartoffel“ entstand. Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts nannte man sie in Deutschland auch noch „Tartuffel“. In Deutschland pflanzte Clusius die Kartoffel um 1588 in Wien und in Frankfurt, und zeigte sie als botanische Seltenheit. Caspar Bauhin gab ihr 1540 schon den Namen „Solanum tuberosum“, den sie ja auch noch heute in der Wissenschaft führt. Nach Bericht des Naturforschers Clusius soll man zu damaligen Zeiten in Italien noch die Schweine mit Kartoffeln gefüttert haben. In Frankreich kam die Kartoffel noch 1616 als Seltenheit auf die königliche Tafel. 1630 scheint sie in Lothringen und Lyonnais angebaut worden zu sein. Aber erst durch Parmentier, der sie in Deutschland kennengelernt hatte, fand sie bald nach 1770 weitere Verbreitung in Europa. Die Hungersnöte von 1793 und 1817 vollendeten ihre allgemeine Ausbreitung. In Deutschland trug der 30jährige Krieg viel zu ihrer Verbreitung bei. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir sie auch in Westfalen und Braunschweig. Und nicht viel später durch eingewanderte Pfälzer in Preußen, nachdem sie schon 1708 in Mecklenburg bekannt war. 1751 setzte Friedrich II. ein Dekret auf, wonach jeder pommersche Bauer die Kartoffel anpflanzen mußte.

Erwin Koloff, Stralsund.

Aus Pommerns Vergangenheit.

Die Lösung des Jomsburgproblems.

Der Hauptzweck der nachfolgenden Zeilen ist, Pommerns Geschichte, die bisher 1124 (Otto von Bamberg) begann, um 150 Jahre hinaufzurücken. Dazu bietet uns Gunnlögs um 1200 verfaßte Historie Olav Tryggvissöhns, Königs von Norwegen, die Hand. Sie verdient es, besser bekannt zu werden als bisher! Nur ihr allein läßt sich z. B. der Beweis entnehmen, daß die Jomsburg an der Swine einst gestanden hat!

Gunnlög berichtet uns, wie Olav i. J. 1000 während seiner Rückfahrt von Wendenland, nach einem Besuche bei seinem Schwiegervater, dem Fürsten Burislaw, von Sven von Dänemark, Olav von Schweden und dem Norweger Eirik bei dem Svolder überfallen wird. Dieser „Svolder“ ist, wie Gunnlögs Worte: „Olavs Fahrt nach Wendenland, der Kampf dortselbst am Svolder“, „expeditio Olavi in Vinlandiam, praelium ibidem ad Svöldram“, in der „Zusammenfassung“ am Schluß seiner Historie beweisen, die Greifswalder Die. Der Däne nennt sie heute noch „die Svolderoie“!

Kap. 245. Sven, Olav und Eirik entwerfen den Plan zu ihrem Anschläge gegen den König. Auch Sigwald von der Jomsburg haben sie gewonnen. Dieser hält Olav, seinen eigenen Schwager hin, bis ihm ein Bote meldet, das feindliche Heer sei am Svolder angelangt. Jetzt beredet er Olav, abzufahren, und bietet ihm zu seinen 60 Schiffen noch 10 eigene als Verstärkung an; denn das Heraussegeln einer großen, fremden, vermutlich feindlichen Flotte war ruckbar geworden.

Burislaw, der Burisleife der Sagas, wohl ein Kollege Buriks, hatte nur Töchter: Geira, Astrid und Gunnhild, die Gattinnen Olavs, Sigwalds und Svens von Dänemark. Er darf mithin nicht etwa mit Boleslaw Chrobry, dem König von Polen, dem Vater Mieskos II., verwechselt werden! Gunnlög nennt Burislaw „rex Vendorum“.

Kap. 246. In der Nacht vor Olavs Abfahrt sucht ihn seine Schwägerin Astrid von der — augenscheinlich nahe gelegenen — Jomsburg aus auf, um ihn zu warnen. Leider vergebens. Am Morgen lichtet die Flotte die Anker.

Kap. 247. Ein starker Südwind, „ab austro“, hat die kleineren Schiffe einen Vorsprung gewinnen und außer Sicht kommen lassen. Da ruft der Verräter Sigwald, man möge ihm folgen; „denn mir ist eine Stelle zwischen Inseln und Wasserarmen bekannt, welche die für eure Großschiffe notwendige Tiefe hat“, „nota sunt mihi loca, ubi inter insulas fretaque profundius patet mare, quod vobis, qui majoribus navibus vehemini, necessarium est“. An

dem für den Ueberfall mithin wohlgeeigneten Svolder ging Olavs Fahrt unmittelbar vorüber!

Als Sigwald sich dem Svolder nähert, wird ihm gemeldet, das feindliche Heer liegt versteckt im Binnenhafen, „in interiore portu“. So läßt er denn auf seinen zehn Schiffen die Segel streichen und an Land rudern. Den Führern der ihm zunächst segelnden Schiffe Olavs sagt er, er wolle hier dessen Ankunft abwarten; vielleicht sei ein feindlicher Anschlag zu gewärtigen.

Kap. 248. Die drei Fürsten sehen von der Die aus zu ihrer großen Freude, wie die kleineren und auch fünf Großschiffe des Königs vorübersegeln.

Kap. 249. Endlich kommt dieser selbst mit dem Reste der Flotte heran „ex interiore sinu“, d. h. aus der tiefen Swinemünder Bucht heraus. Sein Admiralschiff, der Serpeus longus, hatte sechzig Mann Besatzung! Als Olav sich nach dem Grunde der Verzögerung erkundigt, wird er auch schon angegriffen. Nach mörderischem Kampfe und dem Verlust seiner elf Schiffe stürzt er sich ins Meer.

In Kap. 250 heißt es: „Der Kampf ante ostium Svöldrae“, d. h. vor der Peenemündung! Dann „insula Svöldrae prae Vinlandia“, „die Svolderinsel vor Wendenland“, und die schon erwähnte „expeditio Olavi in Vinlandiam...“.

Die Klärung der Svolderfrage hat mich aber — endlich — auch die Lösung des Jomsburgproblems, d. h. den Beweis dafür finden lassen, daß die von Palmatoki für Burislaw gegen die Dänen i. J. 993) erbaute Jomsburg weder bei Wollin (R. Virchow 1896), noch an der Peenemündung (C. Schuchardt 1923) gestanden hat, sondern, wie schon gesagt, an der Swine!)

Hochseeschiffe wie Olavs Langer Drache konnten an der wendischen Küste nur in zwei Häfen anker, in der Peenemündung — der Flahnynne der Rnytingafaga, Gustav Adolfs portus Ruben i. J. 1630 — oder in der Swine — der Hyljamynne —.

Da nun Olav und Sigwald von Südosten her nach dem Svolder segeln, d. h. zur Peenemündung, so kamen sie von dem anderen portus, der Swinel Die Olavs Ankerplatz benachbarte Jomsburg hat mithin ebenfalls an der Swine gestanden!

Die Dievenow kommt für die Jomsburg nicht in Frage; denn die Luftlinie Dievenow—Falsterbo läßt die Die 30 km links liegen. Aber auch die Peenemündung nicht; denn Olav und Sigwald sind selbstverständlich nicht stundenlang von der Peene nach der Peene gesegelt!

Vineta, Adam von Bremens Junne, das nach seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte“ (1075) gleichfalls an der Peenemündung „auf einer insula

in ostio Odarae, wo diese die Pommern (auf Ufedom) von den Leutigen (um Wolgast, Boiz, Demmin usw. bis zur Randow) trennt“, und „nahe der Insel Rügen“ gelegen gewesen ist“, erwähnt Gunnlög nicht. Die Stadt, im Jahre 986 der Zufluchtsort des verwundeten Harald Blauzahn, mag etwas oberhalb von der Stelle des Seekampfes gestanden haben. Svend Estridson von Dänemark, der Gewährsmann unseres Bremer Domherrn, hat ihm noch gesagt: „Bei Junne braust das Meer in ständigem Sturm“, „ibi Neptunus motu furibundo perpetuis saevit tempestatibus“. Wie würde wohl der König sich wundern, wenn er sehen könnte, wie man heute mit diesen seinen Worten — Wollin hinten an der Dievenow in Verbindung bringt, wo doch überdies keine Rede davon ist, daß die Dievenow um 1075 die Pommern von den Leutigen geschieden hat! Wer es nicht einsehen will, daß der Name „Oder“ zu damaliger Zeit nur dem westlichsten Mündungsarm dieses Flusses zuzam, und Adam von Bremen einfach für einen Romanschreiber hält, weil seine völlig einwandfreien geographischen Angaben über Junner Lage auf Wollin absolut nicht passen wollen, dem ist freilich nicht zu helfen!

Vineta ist um 1100, wie uns der Volksmund überliefert hat, einer Sturmflut zum Opfer gefallen. „Die unglücklichen Bewohner der großen Gewerbestadt verlegten ihre Kaufhandlung nach dem Fischerdorf Stettin, das dadurch merklich erweitert und gewachsen ist.“ (Merian II. 239.) Bald darauf war Stettin die größte Stadt in Pommern. Auch Julius, das heutige Wollin, verdankte sein Aufblühen demselben Grunde.

Also die Burg an der Swine und die Stadt an der Peenemündung!

Die fixe Idee, die Burg sei der Stadt „benachbart“ oder gar mit ihr „identisch“ gewesen, ist durch nichts gerechtfertigt!

Die Die ist um 1000 eine „Insel“. Mithin ist die ehemalige Landverbindung Die—Rügen schon weit früher als bisher angenommen, zerrissen worden. Aber man erkennt von ihrer hohen Südspitze aus heute noch die Mehrung, welche einst den jetzigen Greifswalder Bodden von der Ostsee trennte, an zahllosen aus dem Wasser ragenden Blöcken dieser Moräne.

Von Des Menschen Verworfenheit.

„Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen tut und, was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas tut, ein niedriges Tier.“

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und mit zerbrochenem Mut hängen die Schanden sich an.

Wer mit hündischem Sinn das Rechte verschweigt, der umschleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Gott wohnt nur in stolzen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demut ist stolz auf den Herrn, aber Sklavendienst kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott spricht: „Ich habe die Verworfenen gesehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verlaufen.“

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, habe ich sie verkehrt, und weil sie mit Fremden buhlten, habe ich sie verworfen.“

Ernst Moriz Arndt.

Gewaltige Steinwälle vor der Südostseite der Die weisen auf Landverlust hin! Soweit sie reichen, hat hier der in seinem Mündungsbogen nach links drängende Strom Land fortgespült! Seine Mündung „zwischen Inseln und Wasserarmen“ — also Deltabildung? — lag mithin um 1000 mehr östlich! Das beweist auch das Hünerwandern der

„Veritasgrund“) genannten Untiefe beim Ruden von Westen nach Osten. Vor fünfzig Jahren noch ein Teil der Bank Ruden—Die, lag sie vor fünfundsiebzig Jahren in der Mitte des Stromes, der dann beginnt, sich zwischen ihr und jener Bank ein neues Bett zu wühlen. Heute bildet sie, schon weit außerhalb der Stromrinne gelegen, einen Teil von Ugedom, und in fünfundsiebzig Jahren wird sie, von den Sandmassen des Peenemünder Hafens längst zugedeckt, nicht mehr erkennbar sein!

Zedlers Universallexikon, 1748, sagt zu Wineta, „die Stadt soll zwei Meilen unterhalb von Wolgast beim Ausfluß der Peene in das Meer gelegen haben“. Leider fehlt dieser Nachricht die Quellenangabe!

Bevor nun die Frage erörtert werden kann, ob Geiras „Hauptort“ und die Jomsburg auf demselben Swineufer, und ob auf dem rechten oder dem linken Gestanden haben, müßte zunächst einmal der Lauf des Stromes für die Zeit um 1000 rekonstruiert werden. Friedrich Wilhelm I. hat bald nach der Erwerbung von Stettin (1720) einen Plan für die Schiffbarmachung der Swine ausarbeiten lassen. Er liegt, datiert 1731, im Hasenbauamt zu Swinemünde. Der König wollte der Oder auch eine preußische Mündung geben! Bis dahin ging die Schifffahrt an den Kanonen des noch schwedischen Wolgast vorüber.

Von 1740 ab wurde dann die Swinemündung, die halb verlandet, weit im Osten lag, abgedämmt und an die heutige Stelle zwischen den Molen verlegt. Um 1000 war die „Plantage“ von Swinemünde zwischen Stadt und Bad noch eine Wasserfläche, eine Lagune, die von der Ostsee durch eine sich von Westen her vorschleibende, nehrungsartige Dünenlandzunge, entstanden durch die Abspülung der Ahlbecker Höhen, allmählich abgeschnürt worden ist. Die Lagune wurde zum Sumpf, zur Plantage. Vor dieser Landzunge wick auch die Swinemündung mehr und mehr nach Osten aus.

An der Dievenow derselbe Vorgang! Auch hier die schmale Dünenlandzunge, gebildet aus dem Material der abgetragenen Küstenberge im Westen und Osten). Sie verstopft zuletzt die Dievenowmündung und schneidet so den Kamminer Bodden, eine ehemalige Ostseebucht, vom Meere ab. Am Eintritt der Dievenow in den Bodden die Burg Kammin, die Steenborg der Sagas — lamin, wendisch = Stein, m. E. der Wohnsitz des Burislaw. 1124 residierte auf ihr Herzog Bratislaw von Pommern.

Aus der Höhe der Düne, welche die ehemalige Swinemündung, heute noch als „nasse Wiese“ östlich von Osternothafen erkennbar, an der Küste bedeckt, mithin erst hundertundneunzig Jahre alt ist, mag man vielleicht auf die Entstehungszeit der übrigen Swinemünder Dünen schließen.

Die Ruine der i. J. 1043 durch Magnus von Dänemark eroberten und niedergebrannten Jomsburg hat König Waldemar, als er i. J. 1172 von Julin kommend die Swine passierte, abbrechen lassen, wie

uns Sven Ageson als Augenzeuge berichtet. Die Fundamentsteine wurden — hoffentlich nicht alle — in die Swine geworfen (Sago XVI. S. 671).

Diese Mauern, „munimenta“, der Jomsburg hat Helmolds Gewährsmann im Auge gehabt, nicht die von Adam von Bremens Junne (Bineta). Helmold aber verstand ihn falsch und schrieb in seine Slavenchronik um 1170: „Von der durch einen Dänenkönig zerstörten großen und reichen civitas Junneta sind noch munimenta vorhanden.“ Ein verhängnisvoller Irrtum, ähnlich dem noch schlimmeren Sagos, die drei verschiedenen Plätze Junne, Wollin und die Jomsburg mit demselben Namen: „Julinum“ zu benennen!

Den Svolder der Rnytlinga, den Boddenausfluß zwischen Jingsi und dem Festlande, in dem Christoph, ein Sohn König Waldemars i. J. 1166 nach einem Raubzuge in das Land um Trisbese zwanzig Tage auf günstigen Wind für die Heimfahrt warten muß (Kap. 122), darf man natürlich nicht mit unserer Svolderövie verwechseln! „Svolder“ ist ein Sammelname von einstweilen noch unbekannter Bedeutung!

Die Lösung des Svolderproblems ist zwar schon früher einmal gefunden worden. Aber man hat sie m. W. nach niemals für das Jomsburgproblem sachgemäß verwertet. Ueberdies ist sie, wie die Svolderartikel der letzten Jahre beweisen, fast ganz wieder vergessen!

Hans Leutz-Spitta,
Meidenburg.

1) d. h. sieben Jahre nach Harald Blauzahns Tode, i. J. 986, und drei Jahre, nachdem Olav infolge Hinführens seiner Gattin Geira Wendenland mit dem Hauptort, der „urbs principalis“ nicht weit von seiner Landungsstelle i. J. 987 (Geschichte Olav Trygvissohns, Kap. 58) verlassen hatte, um wieder auf See zu gehen.

2) Vgl. meine „Thule-Itaha-Bineta“, Wilhelm Sauer, Krefeld, 1929, S. 32.

3) Die Randow, m. E. der ältere Mündungsarm der Oder von Schwedt ab zum Haff. Vgl. auch die Arbeit von W. Bessch über Münzenfunde an der Niederpeene: „Wollin und Peenemündung“ in „Unser Pommernland“, 1925, S. 85.

4) Vgl. auch R. Hennigs „Rätselhafte Länder“, Delphinverlag, München, 1925, S. 260.

5) Wann mag dort die „Veritas“ gestrandet sein?

6) Sind das die „insulae maris“ Sven Agesons, auf die sich die Bewohner von Kammin und Umgebung flüchteten, welche trotz dem Gebote des Herzogs sich nicht taufen lassen wollten?

Wie Frig Reuter ein plattdeutscher Dichter wurde.

Wie bei manch anderem später bedeutenden Manne, so war es auch bei Frig Reuter die harte Not, die ihn zur Feder führte. Als der „politische

Verbrecher“ nach sieben schweren Festungsjahren aus der Haft entlassen wurde, da lag sein Leben vor ihm gleich der öden Dömitzer Heide, in die er mit seinem treuen Hündchen „Schüten“ hineinschritt, fri, oewer of splitterjadennakt: nicks as Sand un Dannenbusch, kein Weg in die Zukunft, keine Antwort auf die bange Frage: „Was nun?“ In ergreifender Weise schildert uns der Dichter in dem Schlußkapitel der „Festungslid“, wie er all die Hoffnungen und Zukunftspläne, die sein Lebensschifflein zu schwer belasteten, über Bord werfen mußte.

Der auf des Vaters Wunsch unternommene Versuch, das juristische Studium fortzusetzen, schlug fehl. Die Demziner Jahre als „Strom“ ließen ihn zwar körperlich und seelisch gefunden; seinen Lebensberuf aber fand er in der Landwirtschaft nicht. Ihn fand er erst, als er über den Privatlehrer, der den Treptower Jungen die Stunde zu zwei Groschen erteilte, zur Schriftstellerei kam.

Reuter selbst sagt darüber 1861 in einem Briefe an einen seiner ehemaligen Schüler aus Treptow an der Tollense, daß er seiner Mutter seine „etwaige poetische Ader“ zu verdanken habe, daß dann später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantaspiele, die er in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit herauszubeschwören gezwungen war, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen sei. „Meine landwirtschaftliche Karriere, meine in einer kleinen, ackerbautreibenden Stadt hingebachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf der Universität und der Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal ist, auch das Glück, welches ich mit meinen ersten Versuchen hatte, haben das Ihre dazu getan.“

Ueber die unmittelbare Anregung zu diesen ersten Versuchen, die verhältnismäßig spät in sein reifes Mannesalter fallen, wird häufig behauptet, Reuter sei durch Klaus Groths 1852 erschienenen Quickborn zum Plattdeutschen gekommen. Demgegenüber aber ist festzustellen, daß er bereits zehn Jahre vorher in Gelegenheitsdichtungen und in der 1844 begonnenen Urgehalt der Stromtid die niederdeutsche Sprache anwandte. Wie Gaderich nachgewiesen hat, war für Reuters Entwicklung zum Dialektdichter gerade das Jahr 1841, in welchem er auf seines Vaters Drängen die Fortsetzung seines juristischen Studiums in Heidelberg versuchte, von Bedeutung. Denn hier trat er den Werken des Volksdichters Johann Peter Hebel nahe. Dessen alemannische Gedichte und sein Schatzkästlein waren damals zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Ihre Gestalten sind, ähnlich wie später die Reuterschen, unmittelbar aus dem Leben genommen; wir finden dieselben Späße, wie sie in Mecklenburg beliebt sind, so daß man sehr wohl behaupten darf, daß Reuter hierdurch unmittelbare Anregung zur Dialektdichtung erhalten hat. Ja, Reuter hat sogar Niebergalls Pöffen in Darmstädter Mundart, wie

Wanderung durch den heimatischen Laubwald.

Herbststimmung im Buchwald.

Von E. Lenski.

Wieder wandere ich die mir lieb gewordenen Gasse und Wege entlang, hier am hohen Holz vorbei, dort zwischen dichter Buchenjungend hinüber, unter hohen Tannenhorsten und an der Heister-Schonung, bei der Eschentultur und am Wiesenrand. Doch wie ist alles anders geworden. Verschwunden ist der den vielartigen Kräutern und dem Laubwerk im Frühling entströmende würzige, schwere Duft, vorbei ist das Liebeswerben in der Tierwelt, der vielsinnige Gesang der Vögel, nicht mehr erfreut den Waldwanderer das Spiel der warmen Sonnenstrahlen auf den frischgrünen Buchenblättern, nicht mehr hört er die gedämpfte Musik der über den Kronen des Hochwaldes tanzenden Müdenschwärme. An der Lichtung jodelt nicht mehr der Baumpieper, im Altholz rückt kein verliebter Hohltauber mehr, auch Waldschwirrl und Zwergfliegenknäpper, diese fleißigen Kleinen Säger des Laubwaldes, Kuckuck, Pirol und Gartengraswürde sind verstummt, seitdem die Bruten ausgefallen waren und das Jahr seinen Höhepunkt überschritten hatte. Ein Frühlingstraum? Nein,

Erinnerungen an Frühlingspracht und Werdezeit. — Ehe aber der Herbststurm die Bäume und Gebüsche kahllegt, ehe der Frost die Gewässer in seinen Bann schlägt, die Erde erstarren läßt und der weiße Leithund in Flur und Heide liegt, erscheint als letzter Abschiedsgruß noch einmal der Laubwald in herrlichster Farbenpracht und entzückt das Auge des Wanderers.

Fast jede Baumart trägt ihren eigentümlichen Schmuck zur Schau. Schon das gewöhnliche Gelb zeigt die verschiedensten Töne, am lebhaftesten allmählich in Braunrot übergehend, ist es bei der Rotbuche. In lichtein Obergelb prangt die wundervolle schlanke Birke, sattbraun ist das Laub der stolzen Eiche, zitronenfarben der Bergahorn, in dunklerem Rot erscheinen die Blätter des Hartriegels, des Schneeballs, des Feldbahorns und anderer Sträucher. Dazwischen das dunkle Grün einzelner Nadelhölzer und das dunkelgrüne Laub der Erlen, die es so bis zum Abwurf behalten. Auch der Waldboden sieht herbstlich aus. Ueberall schon raschelt zu Füßen das welke Laub. Der Adlerfarn hat ein gelblichbraunes Kleid angezogen, viele andere Kräuter sind im Abwelken, nur einzelne Korbbüchler noch zeigen fast sommerliche Blüten. Harmonisch mischen sich in das bunte Laub des Waldbrandes die roten Früchte der Eberesche, des Schneeballs und Pfaffenhütchens.

Uebers Gestell ziehen drei Rehe; das letzte ein Spießbüchchen. Alle schon stark in der Winterverfärbung begriffen. Lärmend streichen mehrere Sichelhäher aus dem Aufschlag ins Altholz. Eichhörnchen und Markwart lassen sich jetzt die Früchte von Buchen und Eichen wohlschmecken, speichern auch hier und da Vorräte auf. Nach dem Wegzuge der gestörten Sommergäste treten unsere standorttreuen Singvögel wieder mehr hervor. Im weltenden Pflanzengewirr eines Tümpels singt verstoßen der Zaunkönig, im Unterholz locken Kohl- und Sumpfwiese und am Rande des Waldweges hüpfen ein Trupp possierlicher Schwanzmeisen zirpend und nahrungssuchend von Baum zu Baum. Auch der Kleiber spektakelt wieder. Zigeunernde Kreuzschnäbel und Erlenzeißige streichen in kleinen Schwärmen von einem Waldteil zum andern. Irgendwo rufen Mäusebussarde ihr lautes „häh“, die sich jetzt zur Abreise fertig machen. In den Gehäusen am Bach schnickern Kottschelchen, locken Singdrossel und Weidenlaubfänger. Auch sie fühlen sich nicht mehr zu Hause, ihre Tage sind gezählt. Eines Nachts werden sie den heimatischen Wald verlassen haben.

Alles in allem, rechte Herbstwaldstimmung. Fallendes Laub. Modergeruch. Sterben in der Natur, die sich zur Winterruhe rüftet. Ewiges Werden und Vergehen. — — —

„Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund“, und besonders den „Datterich“ direkt für seine Dichtungen benutzt, z. B. die ergötzliche Szene wie ein Spottvogel von der Rebellion der Eskimos am Nordpol und der Insulaner auf Ferro aus der Zeitung vorliest und damit andächtige und gläubige Zuhörer findet, wenn er sie natürlich auch in seinem Geiste umformt und sie im Mecklenburger Volksgut verankert.

Wenige Jahre nach seiner Heidelberg Zeit ge-

wannen die hier empfangenen Anregungen in seinem Innern Gestalt, und es drängte ihn, sich in seiner heimischen plattdeutschen Sprache zu versuchen. Und als er dann in seiner Luise die verständnisvolle Vertraute fand, die ihm seinen inneren Halt und seine Zukunftshoffnung wiedergab, da brach sich endlich seine starke dichterische Begabung Bahn, und er wurde das, worauf wir als seine engeren Landsleute für alle Zeiten stolz sein können: der größte plattdeutsche Dichter!

E. B.

Der deutsche Wald.

Von Bau s ch u h n,

Oberschullehrer der höheren Landwirtschaftsschule.

Deutsche Märchen und deutsche Sagen künden uns von weiten, dunkeln, wilden und unzugänglichen Wäldern, die einst viele Teile unseres Vaterlandes bedeckten, denn auch in der Urzeit gab es in Deutschland schon waldbarme und waldfreie Stellen, auf denen die Urbewohner Ackerbau und Viehzucht trieben. Urwald und Moor nahmen aber immerhin etwa drei Viertel der gesamten Bodensfläche ein, und besonders bildeten die Mittelgebirge eine zusammenhängende Urwaldmasse. Diese Urwälder waren sich selbst überlassen, wuchsen ohne Zutun und Pflege des Menschen, waren von großen, wilden Tieren bewohnt und wurden vom Menschen höchstens nur betreten, wenn es die Jagd auf den Wolf und den Bären, den Elch und den Auerochsen galt.

Bis zur Zeit der Karolinger (843 bis 911) ist an diese Wälder wohl kaum eine Art gelegt worden. Erst mit dem Vordringen des Christentums lernten unsere Vorfahren von den Mönchen auch die Kunst des Rodens, und es begann bald ein Vernichtungskampf gegen den Wald, der fortan nur als Kulturhindernis galt. Während früher nur die lichtereren Randteile des Waldes in Wiese und Ackerland umgewandelt wurden, begann nunmehr eine geradezu sinnlose Abholzung des Waldes, die etwa um das Jahr 1300 n. Chr. der Hauptfache nach beendet war. Es ist damit nicht gesagt, daß aller Wald vom Boden verschwand. Der Jagdleidenschaft der damaligen Fürsten ist es zu danken, daß trotzdem noch weite, alte Bestände erhalten blieben. Die „Bannforsten“, in denen nur die Herrscher mit ihren hohen Lehnsträgern das Recht zur Jagd hatten, durften nicht verkleinert werden. Außerdem hatten die Fürsten aus ihren Waldbeständen hohe Einnahmen durch den „Weidezins“, den namentlich Eichen- und Buchenwälder brachten, in denen die Anwohner große Schweineherden mästeten. — Seit uralter Zeit schon dienten die lichten Waldstellen am Waldrande als Weide auch für Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen. Der innere Urwald kam hierfür nicht in Betracht, weil er infolge der geringen Belichtung des mit dicken Moderschichten bedeckten Bodens kein Futter lieferte. Auch die Weidenutzung wurde dem Wald verderblich; der „Verbeiß“ durch die Tiere verhinderte den Nachwuchs, und zahlreiche Brände, die durch Fahrlässigkeit der Hirten entstanden oder oft absichtlich angelegt wurden, um die Weide zu verbessern, verringerten die Waldbestände. Besonders dort, wo Schafe und Ziegen weideten, sind ganze Waldgebiete durch Verbeiß vernichtet worden (so in späterer Zeit in den Alpen).

Nach den geschichtlichen Berichten ist anzunehmen, daß im altdeutschen Urwalde Laubbäume vorgeherrscht haben, daß besonders die Eiche neben Erle, Esche, Hainbuche und Hasel viel häufiger gewesen ist als heute. Im alten Preußenland dehnten sich dagegen weite Nadelwälder aus, die mit Eichen und Buchen durchsetzt waren. Die Flußniederungen des Norddeutschen Tieflandes bedeckten unzugängliche Sumpfwälder aus Weiden und Erlen — wie heute noch im Ibenhorster Forst im Memeldelta — und boten vor allem dem Elch die notwendigen Lebensbedingungen. — Einen deutschen Laubwald aus der Zeit der sächsischen Kaiser (919—1024) dürfte man sich folgendermaßen vorstellen: Das Innere eines solchen bestand aus einem Kern von altem, unberührtem Urwald, in welchem höchstens vereinzelte Köhler hausten oder Aschenbrenner ihr Wesen trieben, die die gefallenen Urwaldstämme oder eigens dazu gefällte Bäume zu Asche verbrannten, aus der Pott-

asche zur Glasbereitung gewonnen wurde. Solche Waldblößen bedeckten sich aber bald wieder mit neuem Nachwuchs. Um diesen Urwaldern zog sich ein Gürtel, aus dem der Mensch Bau- und hin und wieder auch Brennholz holte und sowohl aus altem Holze, jüngeren Bäumen und jüngstem Nachwuchs bestand, der im Wachstum nicht gestört wurde, da die Weidetiere bis dahin kaum getrieben wurden, weil die Nahrung dort zu dürftig war. Nach dem Rande zu wurde der Wald immer lichter, der Bestand der alten Stämme immer seltener, und als Nachwuchs zeigten sich nur Stodauschläge und Dornestrüpp, das besonders üppig wucherte, weil es von den Weidetieren verschmäht wurde. Allmählich löste sich der Wald in vereinzelte Eichen und Buchen auf und ging in den mit einzelnen Bäumen bestandenen und mit Blumen geschmückten Anger oder die Weide über, der sich das Ackerland angeschlossen.

Ein Bild von einem Urwald gibt uns heute noch eine Waldpartie am Rubany im Böhmerwald, wo noch heute kein Baum gefällt und abgefahren wird. Dort siedelt sich der junge Nachwuchs auf den vermodernden, am Boden liegenden Stämmen oder auf den zurückgebliebenen Stümpfen der gefallenen Bäume an. Schattenpflanzen, wie Moose, Farne, Bärlappgewächse, bedecken den Boden; Blütenpflanzen sind des Lichtmangels wegen sehr selten. — Urwaldreste finden wir bei uns noch im „Haasbrook“ bei Bremen und im Oldenburgischen bei Neuenburg. Durch die in neuerer Zeit endlich auch in Deutschland geschaffenen „Naturschutzgebiete“, in denen abgegrenzte Waldbestände weder gerodet noch gepflegt werden dürfen, wird sich im Laufe der Zeit wieder Urwald entwickeln.

Durch die unablässigen, ungehemmten Rodungen war der Waldüberfluß nicht bloß verschwunden, sondern es trat sogar Mangel an Holz ein und damit war notgedrungen der Zeitpunkt für die Landesherren gegeben, dem Walde endlich energische Fürsorge zuzuwenden. Aus dem Jahre 1303 stammen die ersten uns bekannten Bestimmungen, „daß zu Unrecht gerodete Flächen liegen bleiben sollten, damit sie wieder zu Wald würden“. So leichtsinnig man vorher in der Vernichtung der Wälder gewesen war, so eifrig bemüht war man danach in der Fürsorge der Wiederbewaldung. Neben den Eichen, die der Eichen wegen (Nahrung für Wild. — Schweinemast) immer geschont worden waren, wurden Fichten und Kiefern angepflanzt, die durch ihre leichten Samen ohne Zutun des Menschen allein weite Flächen besiedelten und verödete und verlassene Landschaften — namentlich während der Zeit des dreißigjährigen Krieges — zu wertvollen Waldgebieten machten.

Auch die Rothbuche fand immer mehr Verbreitung und erlangte in einzelnen Teilen unseres Vaterlandes, namentlich in Mittel- und Westdeutschland, die Vorkherrschaft, wo sie mit der Zeit große, zusammenhängende Wälder bildete, weil ihre schattenden Kronen allen andern Baumwuchs unterdrückten.

An Stelle der Laubwälder traten dann im Laufe der Zeit immer mehr und mehr die Nadelwälder. Das hatte einmal seinen Grund in den Bodenverhältnissen, die durch Flußregulierungen, Drainagen und andere Entwässerungsanlagen der anliegenden Felder Veränderungen erfuhrten und den Laubbäumen nicht mehr die Lebensbedingungen boten, die diese verlangten. Auch war der dem Walde zugewiesene Boden nicht nur zu trocken, sondern viel-

fach auch zu unfruchtbar, weil der beste Boden von der Landwirtschaft in Betrieb genommen war, und eignete sich daher besonders für die anspruchslose Kiefer. Zudem lieferten diese infolge ihres schnellen Wuchses und ihrer Verwendung als Nutzholz lohnendere Erträge als die Laubbäume.

Eine Aussteuerrechnung von 1827.

Unter alten Familienpapieren finde ich eine Aussteuerrechnung der Aussteuer meiner Großmutter aus dem Jahre 1827, geschrieben von ihrem Vater, dem Gutspächter Rath zu Rottow (Kr. Belgard), die infoseren von Interesse sein dürfte, als sie die damaligen Vieh- und Kornpreise kennzeichnet. Auffallend ist der hohe Preis für 2 Ochsen mit 95 Talern, während 2 Kühe nur mit 18 Talern angegeben sind.

Rechnung für Caroline Kathen:

Zwey Pferde 51 Thl. 4 Sgr., zwei Ochsen 95 Thl., Vares Geld 151 Thl., Vares Geld 191 Thl., Auf der Dübberthaschen Auktion 15 Thl. 12 Sgr., Auf der Warninschen Auktion 14 Thl., Einen großen Keßel 12 Pfd. a 11 Sgl. 8 Thl. 16 Sgr., zwey kleine Keßel 12 Pfd. a 11 Sgl. 5 Thl. 12 Sgr., Eine Kastrolle 1 Thl. 20 Sgr., Eine Füllkanne 12 Sgr., Keßelstein und Dreifus 1 Thl. 18 Sgr., Mißinger Keßel 3 Thl. 16 Sgr., Butterfaß Dese Eimer und Stüppel 1 Thl. 8 Sgr., 10 Scheffel Roden à Scheffel 22 Sgl. 9 Thl. 4 Sgr., zwey Scheffel Leinsamen 8 Thl., zwey Kühe 18 Thl., drei Schweine 12 Thl., Eine sauch mit 10 fettel 18 Thl., 16 Scheffel Roden 14 Thl., 2½ Scheffel Malz 2 Thl. 12 Sgr., 2 Scheffel Buchweizen 1 Thl. 12 Sgr., Webetau mit Zubehör 7 Thl., Eine Kast 8 Thl., Ein Kleiderschab 7 Thl., Drey Bettstellen 8 Thl., Ein Tisch und Schemel 1 Thl. 16 Sgr., Eine Laterne Durchschlag Treger 14 Sgr., Zwey Leuchter und Siege 16 Sgr., Schüssel und Teller Töpfe 4 Thl., Spiegel und Kafemühle Pfeffermühle 1 Thl., 12 Scheffel Ertoffeln 2 Thl., Ein Scheffel Erbsen 1 Thl. 12 Sgr., Tinne Löffel und Aufgabelöffel 1 Thl., Meßer und Gabel 1 Thl. 8 Sgr., Thetaken 12 Sgr., 34 Stiegen Haser Garben 17 Thl., 2 Fuder Heu 6 Thl., 6 Bienenstöcke 20 Thl. R.

Pommersche Heimatpflege. 2. Jahrgang, Heft 3, Oktober 1931.

Das neueste Heft der vom Landeshauptmann von Pommern herausgegebenen Vierteljahresschrift beginnt mit einer interessanten, reich mit Bildbeispielen versehenen Studie des Geschichtsmalers Cloß, Berlin, über „Das pommersche Wappen“, die zum Schluß auch noch kurz auf die aktuelle Frage der Kreiswappen eingeht. Bei der bedeutenden Entwicklung der Heimatmuseumbewegung in ganz Deutschland wird man es in Pommern gewiß begrüßen, einmal zu hören, wie sich ein so anerkannter Museumsleiter wie der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Pefler, über „Das Provinzialmuseum pommerscher Altertümer, von auswärtigen gesehen“ äußert. Gleichzeitig entwickelt der neue Provinzialkonferator Dr. Balke erstmalig seine Gedanken über „Wege und Ziele pommerscher Denkmalpflege“, wobei er verständnisvoll ausgeht von dem Ernst der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage, die zur Zeit der Denkmalpflege nur geringe Möglichkeiten erlaubt, ohne daß darüber die zu erstrebenden großen Ziele vergessen werden dürfen. Der Sammlung und Bewahrung der Wortdenkmäler aus pommerschen Mundarten ist der Beitrag „Das pommersche Wörterbuch“ von Universitätsprofessor Dr. Stammler, Greifswald, gewidmet. Forderungen für die lebendige Gegenwartsarbeit am pommerschen Menschen erheben schließlich die drei Arbeiten der Diplombibliothekarin von Carlowitz über „Die pommersche Kleinstadtbücherei“, des Schriftleiters der „Pommerschen Heimatpflege“, Dr. Murawski, über „Die Heimat- und Kreisalender Pommerns“ und endlich die warme Würdigung, die der Museumskustos Dr. Holze der für ganz Pommern bedeutungsvollen Erziehungstätigkeit der „Volksschule für gestaltende Arbeit in Stettin“ angedeihen läßt. Zu diesem Beitrage bringt die achtseitige Bildbeilage auf Kunstdruckpapier die Wiedergabe von vier charakteristischen Erzeugnissen verschiedener Arbeitsgebiete der Volksschule. Das 56 Seiten umfassende Heft kann ebenso wie alle früheren Hefte durch alle Buchhandlungen zum Preise von 0,50 RM. bezogen werden.